



Selbstbildnis, 1932. Foto: Franz Hofmann

Hans Lochmann – Tragik einer Künstler-Persönlichkeit

Von Christa Stumpf-Boos, Memmelsdorf/Bamberg

Der Beitrag¹ beschäftigt sich mit der Biographie des Hilzinger Malers und Arztes Hans Lochmann. Einleitend gebe ich einen ganz kurzen Abriss der wichtigsten Lebensphasen: Hans Lochmann wird am 28. April 1912 in Hilzingen geboren; er hat einen Bruder und drei Schwestern. 1931 macht er das Abitur an der Oberrealschule Singen, es schließen sich fünf Jahre Kunststudium in München, Karlsruhe und Berlin an und daran nochmals fünf Jahre Medizinstudium in Freiburg, Königsberg und Berlin. Es folgen zehn Jahre harter Auseinandersetzung mit einer Krankheit, an der er knapp 41-jährig stirbt.

Auf Anhieb ist diesem Kurz-Lebenslauf – abgesehen von der langwierigen Krankheit – nicht unbedingt die im Titel angesprochene Tragik einer Künstlerpersönlichkeit zu entnehmen. Lassen wir uns näher auf seinen Lebensweg ein. Hans Lochmann erfährt in seinem Elternhaus – besonders von Seiten des Vaters, dem prakt. Arzt in Hilzingen – von früher Jugend an geistige Anregung und Förderung. Er wird sich auch zeitlebens seiner ganzen Familie eng verbunden fühlen. Schon als Schüler zeigt Hans Proben seines Talents. Sein Zeichenlehrer an der Oberrealschule, Franz Ziegelmüller, erkennt früh die künstlerische Begabung des Jungen und fördert ihn über die Schulstunden hinaus mit privatem Zeichen- und Malunterricht. Das Bild »Der Turmbau« entsteht bereits im Alter von 17 Jahren.

Ermuntert von der Einschätzung Ziegelmüllers, dass er das Zeug zum Künstler habe, geht Hans Lochmann nach dem Abitur 1931 beherzt nach München und bereitet sich mit Eifer auf die Aufnahmeprüfung zur Akademie vor. Die Familie würde es natürlich gerne sehen, wenn er sich der Medizin verschriebe, man respektiert aber seinen Drang zur Malerei. Zehn Tage nach der Prüfung bricht eine Welt für ihn zu-

1 Der hier abgeduckte Beitrag ist die gekürzte Fassung des Vortrages vom 4. März 2006 anlässlich der 50. Hauptversammlung des Hegau-Geschichtsvereins. Grundlage des Textes ist das gründliche Studium der Tagebücher und eines sehr umfangreichen Briefwechsels zwischen Hans Lochmann und seiner Familie sowie seinen akademischen Lehrern und familiennahen Beratern. Das bisher überwiegend unveröffentlichte Material hat mir die Familie Lochmann/Basrei, Hilzingen, aus ihrem Privatarchiv zur Verfügung gestellt. Bei ihr bedanke ich mich auch für die Erlaubnis, aus diesen sehr persönlichen Zeugnissen exklusiv zitieren zu dürfen. Ich habe dies sehr intensiv getan, wollte ich doch möglichst wenig interpretieren, sondern überwiegend Hans Lochmann selbst, seine Familie und sein Umfeld sprechen lassen. Die Zitate mussten z. T. erheblich ausgedünnt werden, Zusammenhänge sind dabei jedoch nicht verletzt worden.

sammen: Er ist durchgefallen. Diese Niederlage ist für ihn unverständlich. Er schreibt an den Vater: »Es kommt mir vor, als wäre mein ganzes Leben verpfuscht und dabei kann ich doch den Glauben an mich nicht aufgeben [...] Ich weiß so sicher, dass ich etwas kann, ja dass ich mehr kann, als alle, die angenommen wurden [...] Wenn ich jetzt Medizin studiere, [...] glaube mir, werde ich ein guter Arzt werden, aber es ist so schrecklich, im Anfang einer vielleicht glänzenden Laufbahn zurückgeworfen zu werden. [...] So muss ich denn ein Dilletant bleiben. [...]«²

Bereits in diesem ersten Jahr der Selbstfindung deutet sich das Dilemma seines Lebens an: Die Unentschiedenheit zwischen Künstlerdasein und gesichertem bürgerlichem Brotberuf, der Medizin, wie es sich besonders Vater und Mutter wünschen. So schreibt sich Hans nach diesem Schockerlebnis im ersten Semester in München für einige medizinische Fächer ein. Vor allem interessiert ihn die Anatomie; mit ihr setzt er sich, insbesondere zeichnerisch, intensiv auseinander. Obwohl er die Akademie nach seiner Negativerfahrung jetzt »hasst«, belegt er neben der Medizin einige Zeichenkurse und schreibt bald wohlgestimmt: »[...] ich bin ganz glücklich mit meinem jetzigen Doppelstudium, obwohl ich schon gesehen habe, dass das im 1. Semester vielleicht geht, im 2. schon nicht mehr. Dann muss ich eben entscheiden. Ich hoffe, dass ich es kann [...]«³

Hans Lochmann entscheidet sich nach diesem Semester für die Kunst. Bevor er sich endgültig festlegt, schickt er Proben seines Könnens an einen Freund des Vaters und bereits anerkannten Maler, Hans Adolf Bühler. Dieser zeigt sich durchaus beeindruckt von Lochmanns Arbeiten und sagt ihm jegliche Hilfe zu. Er äußert Unverständnis, dass er die Aufnahmeprüfung in München nicht bestanden habe »[...] bei Ihrer Begabung«⁴

Er empfiehlt nun dem jungen Studenten, die Zeichenklasse von Prof. Scholz an der Landeskunstschule Karlsruhe zu besuchen. An dieser Schule lehrt auch er, Bühler, selbst.

1931–1932 bei Prof. Georg Scholz

Prof. Scholz will seine Schüler für eine neue Art von Realismus begeistern, die sich gegen die abstrakte, gegenstandslose Kunst der Zeit wendet. Dieser von ihm so genannte »magische Realismus« soll die Verschmelzung von realer Wirklichkeit (der greifbaren, sichtbaren Wirklichkeit) mit der magischen Realität (der Realität in Träumen, Visionen) ermöglichen. Es soll eine »dritte Realität« entstehen. Die heutige Kunstgeschichte tituliert diese Stilrichtung uneinheitlich teils »kritischen Realismus«, teils auch »Verismus« und ordnet ihr Werke von Künstlern wie Dix, Grosz und auch Scholz zu.

In Karlsruhe fühlt sich Hans Lochmann in den Händen seines Lehrers Scholz sehr wohl. Dessen Kunstauffassung entfacht in ihm Ehrgeiz und es wächst sein Selbstver-

2 Sammlung Hans Lochmann, Briefe an die Eltern, 13.4.1931–24.6.1936 und 21.9.1936–10.8.1943

3 Ebenda

4 Sammlung Hans Lochmann, ungebundene Sammlung von Beiträgen und Briefwechsel mit anderen

trauen. Bereits nach einem Jahr, im August 1932, kommt überraschend ein Angebot von Bühler. Er rät Lochmann, die Zeichenklasse von Scholz zu verlassen und sich den Weg zur eigenen Bildform zu suchen über das Mittel der Temperamalerei. Diese sei für seine Weiterentwicklung das Gegebene, weil sie einen ungebrochenen Übergang von der Zeichnung zur Farbe erlaube. »Die großen Meister von den Brüdern van Eyck bis zu Dürer und Grünewald sind undenkbar ohne die Tempera. [...] Dazu will ich Ihnen gern die Hand reichen. [...] Wenn Sie sich also meiner Führung anvertrauen wollen, so melden Sie sich aufs Spätjahr für meine Meisterabteilung an.«⁵

Was soll Hans Lochmann tun? War nicht schon einmal der Rat Bühlers sehr gut gewesen? Hat Bühler sein Talent erkannt und will er ihn deshalb in seiner eigenen Meisterklasse haben? So ein Angebot schmeichelt natürlich der Künstlerseele. Hans entscheidet sich rasch und ohne vorausgehende Beratung mit Prof. Scholz. Dieser reagiert später enttäuscht, hatte er doch eben begonnen, mit seinem Schüler systematisch zu arbeiten und ihn in seinen Möglichkeiten herauszufordern.

1932–1934 bei Prof. Hans Adolf Bühler

Nun, ab dem Wintersemester 1932 bis Herbst 1934 ist Hans Lochmann in der Meisterklasse Bühlers gefordert, die ganz andere Auffassung seines neuen Lehrers mit dem bisher gehörten in Einklang zu bringen. Bühler entstammt noch romantischer Maltradition. Er setzt außerdem im Gegensatz zur modernen Realitäts-Auffassung von Scholz andere Prioritäten. Für ihn als Romantiker hat das nationale Element in der Kunst einen wichtigen Stellenwert. Um diese »Prioritäten« bei Bühler sichtbar zu machen, möchte ich im biographischen Ablauf etwas innehalten und einen kurzen Blick auf Zeit und Umstände werfen, wie sie sich zu Beginn von Hans Lochmanns Studium entwickeln.

Wie die nationalsozialistische Ideologie sich in allen Lebensbereichen rasch Geltung verschafft, so beeinflusst sie auch früh die Kunst. Propagiert wird ein klischehaft verkitschter, pseudo-klassizistischer Stil und heroisches Pathos. Vor diesem Hintergrund ist die frühe Entwicklung Hans Lochmanns zu betrachten, insbesondere auch sein Wechsel von der Zeichenklasse des Prof. Scholz zur Meisterklasse von dessen Widersacher Prof. Bühler. Dieser stellt sich von Anfang an voll in den Dienst der »Neuen Deutschen Kunst«. Bereits 1932 und 1933 wird ihm in Karlsruhe die Leitung der Badischen Landeskunstschule, der Badischen Kunsthalle sowie der Deutschen Kunstgesellschaft übertragen. In seiner neuen Funktion organisiert Bühler 1933 die beiden so betitelten »Schreckenskammerausstellungen« in Karlsruhe und Mannheim, auf denen bereits dem vorgegriffen wird, was sich 1937 im Münchner Haus der Kunst nochmals abspielen sollte, nämlich die Diffamierung der Moderne im Rahmen der Ausstellung »Entartete Kunst«.

Im Zuge der Umgestaltung seiner Kunstschule entließ Bühler im Herbst 1933 eine Reihe nicht anpassungswilliger Fachlehrer und Professoren aus dem Dienst, darunter auch Lochmanns ersten Karlsruher Lehrer Georg Scholz. Bekanntlich war auch

5 Ebenda



Turmbau, Schülerarbeit mit 17 Jahren. Foto: Jochen Stumpf

Otto Dix im April 1933 als Professor der Dresdner Kunstakademie entlassen worden. Grund dafür waren vor allem seine Anti-Kriegs-Bilder ebenso wie seine kritisch-realistische Darstellung der Doppelmorale des deutschen Bürgertums. Unter dem politischen Druck ging Dix in die innere Emigration und widmete sich in dieser Zeit der unverfänglichen romantisierenden Landschaftsmalerei.

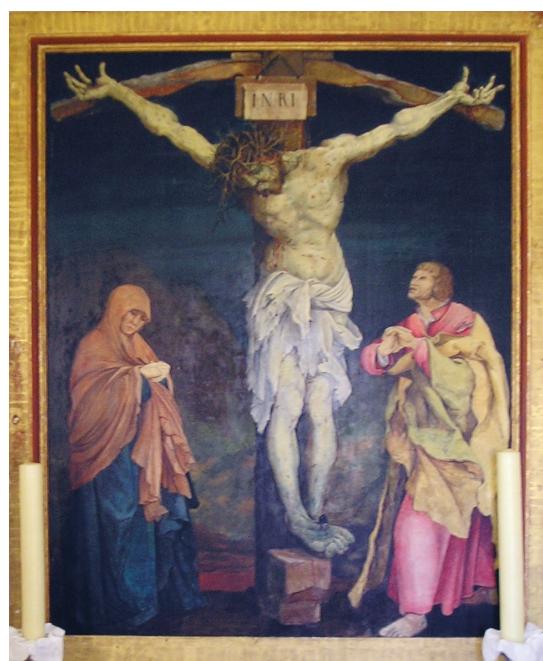
Unter diesen Zeitumständen also arbeitet Hans Lochmann in der großen Werkstatt Bühlers ganz in Diensten der neuen Kunstauffassung. Er wird, weil es halt sein muss, Mitglied im NS-Reichsverband bildender Künstler, damit er auch einen gewissen Ertrag für seine Arbeiten ernten darf. Dennoch fühlt er sich bereits im ersten Jahr bei Bühler zunehmend allein gelassen. Vor allem fehlen ihm die Kritik und Korrektur. Das Problem aus seinen ersten Studientagen bricht verstärkt wieder auf und es geht ihm jetzt nicht nur um den Zwiespalt angesichts der neuen deutschen Kunst, sondern mehr um das Misstrauen in die eigenen Qualitäten.

Im August 1933 finden sich im Tagebuch aufrüttelnde Zeilen: »Ich muss jemand finden, der mir wieder Glauben an die Kunst beibringt, oder ich bin verloren. Alle Bildmalerei ist so sinnlos. Mit 17 Jahren hatte ich den Willen, einen Turmbau zu malen und deshalb brachte ich es fertig. Heute habe ich die Kraft viel größeres zu leisten, aber der Wille fehlt. Und dazu diese entsetzliche Einsamkeit, die mich umgibt; ich habe ja keinen Menschen, dem ich mein Herz ausschütten wollte über diese Dinge [...] Meine Mutter? Sie hat viel Liebe für mich, aber kein Verständnis.«⁶

6 Sammlung Hans Lochmann, Tagebücher



Mann im Kornfeld, 1934.
Foto: Jochen Stumpf



Kopie der Kreuzigung von Matthias
Grünewald, 1934.
Foto: Franz Hofmann

Der Vater sieht offensichtlich in den Gedanken Unausgegorenheit, eine gewisse Larmoyanz und auch relative Planlosigkeit bei den Studien seines Sohnes, so dass das Umsatteln auf Medizin wohl immer wieder Gesprächsthema ist. Diese für die Entscheidung zum Künstlerleben existenziellen Ängste und Selbstzweifel, wie der Student sie im Tagebuch niederschreibt, gelangen so aber sicher nicht ans Ohr des Vaters. Hans Lochmann sucht sich in seiner inneren Unsicherheit einen anderen Ratgeber als den Vater. Er vertraut sich seinem früheren Lehrer Prof. Scholz an, den er um Bühlers Willen verlassen hat. Er erkennt wohl inzwischen, was er an diesem, wie er schreibt:

»[...] universal gebildeten Menschen der wunderbaren Anschauungen und, was vielleicht wichtiger ist, [...] mit einem vorbildlichen Charakter«⁷ in Wirklichkeit aufgegeben hat.

In einem eindringlichen und glasklaren Brief antwortet Prof. Scholz auf Hans Lochmanns Hilferuf mit seiner ungeschminkten Meinung:

»Lieber Herr Lochmann!

[...] Sie schildern mir das Dilemma, in dem Sie sich [...] befinden, und bitten mich, Ihnen dabei zu helfen [...] das kann ich allerdings nur insoweit, als ich aus meiner eigenen Erfahrung heraus versuchen kann, Ihnen Ursache und Art dieses Dilemmas zu erklären. Nach dem einen Jahr unseres Zusammenarbeitens glaubte ich Sie bereits soweit zu kennen, dass ich Ihnen damals, als Sie mir Ihre Absicht, zu Bühler zu gehen mitteilten, Ihre heutige Situation hätte voraussagen können. Ich tat das nicht, weil Sie mich nicht um meinen Rat fragten, sondern mir die vollendete Tatsache mitteilten [...] Dass Bühler und ich sehr große Gegensätze sind, ist richtig. Goethe sagt einmal: Es handle sich in der Kunst nicht darum, die Poesie zu verwirklichen, sondern der Wirklichkeit poetische Gestalt zu geben. Bühler macht das erstere, daher seine Formgebung eine restlos naturalistische ist – nicht etwa natürliche! Ich versuche das Geheimnis der ›poetischen Gestaltung‹ (also der unnaturalistischen) zu ergründen. Bühler flüchtet sich vor der rauen Wirklichkeit in die gute, alte Zeit. Das Dilemma, in dem Sie, lieber Herr Lochmann sich befinden, ist keine Krisis des Talents, sondern eine solche des *Charakters!* Talent, sich auszudrücken haben Sie genügend. Aber um sich auszudrücken, muss man etwas sein! Nur ein Mensch, der dazu geboren ist, rücksichtslos einer Idee zu leben, darf Künstler werden. Wer aber die ›gesicherte Existenz‹ [...] als ethischen Wert betrachtet – sei es infolge seiner Erziehung oder Veranlagung – der soll um Gottes Willen einen Beruf ergreifen, durch welchen er sicher sein Geld verdienen wird und es vielleicht zu hohen bürgerlichen Ehren bringt [...] Sie haben in dem einen Jahr, als Sie mein Schüler waren, ein kleines Zipfelchen von dem Problem ergriffen [...] Dann winkte als nahe und erreichbares Ziel das Meisterschüleratelier, Anerkennung durch andere Leute, Aufträge etc. Gerade als Sie erkannt hatten, dass Sie als *Lehrling* beginnen müssten, sahen Sie eine Chance, unter Umgehung einer entsagungsvollen und scheinbar resultatlosen Lehrzeit, als *Meister* anzufangen. Das alles bot Ihnen Bühler. Er konnte es mit um so besserem Gewissen, als ja die neuen Lehrer der Landeskunstschule z. T. weniger können und leisten als *Sie!* Vielleicht sind Sie [...] nicht mutig genug und zu wenig rücksichtslos gegen sich selbst, um auf den anderen unausgetretenen Wegen auf Ihr Ziel zuzugehen. Versuchen Sie, innerlich ein sauberes Leben zu führen, in dem Sie sich mit tiefem Ernst und völlig kompromisslos der *Kunst* widmen *oder*, ebenso ernsthaft, *Medizin* studieren.«⁸

7 Sammlung Hans Lochmann, Briefe an die Eltern, 13.4.1931–24.6.1936 und 21.9.1936–10.8.1943

8 Sammlung Hans Lochmann, ungebundene Sammlung von Beiträgen und Briefwechsel mit anderen

Aus den mir verfügbaren Dokumenten geht nichts darüber hervor, wie Hans Lochmann auf dieses eindeutige Credo seines verehrten Lehrers reagiert oder welche Folgerungen er für seine persönliche Entwicklung daraus zieht. Der Quellenlage nach erscheint es zumindest sehr unwahrscheinlich, dass er seinen Vater in den Inhalt dieses Briefwechsels einbezog – von ihm hätte es wohl nur eine einzige Antwort gegeben. Ihm, dem Vater, schreibt Hans sieben Wochen nach diesem Brief selbstbewusst: »Lieber Papa, ich glaube, dass ich die Kraft habe, wenn es sein muss, auch gegen Deinen Willen Maler zu werden. Es kommt für mich nur darauf an, wo ich mein Glück finde, ob in der sicheren Existenz mit dem Auto und Kindern und einer interessanten Tätigkeit, oder in dem zwischen den höchsten Höhen und den tiefsten Verzweiflungen pendelnden Beruf des Künstlers. Dass ich es nicht leicht nehme, das eine wie das andere, liegt halt in meiner Art [...]«⁹

An der Kunstakademie Karlsruhe passt er sich offensichtlich im Stil erst einmal den Auftragsarbeiten der Bühler'schen Werkstatt an. Für einen von Bühler ausgeschriebenen Stipendien-Wettbewerb zum zeitgemäßen Thema: »Volk und Land an der Saar« malt Hans Lochmann Anfang 1934 das Bergarbeiter-Bild »Wir kommen«. Über diesen Wettbewerb wird folgendermaßen berichtet: »Bewusst tritt unsere Badische Anstalt eindeutig und entschieden für ein gesundes, bodenwurzelndes, lebensnahes und form klares Schaffen ein, das sich eingliedert in das Lebens- und Kulturwollen des Neuen Deutschland.«¹⁰ Dieses Bild kann später getrost als nationalsozialistischer Kitsch eingestuft werden.

In der Mischtechnik der Alten Meister, die Hans Lochmann sich bei Bühler inzwischen angeeignet hat, entsteht im Frühjahr 1934 der »Mann im Kornfeld«. Für dieses Bild erhält er den Ersten Preis und ein Stipendium der Albrecht Dürer-Stiftung, Nürnberg. Im gleichen Jahr bekommt er auch den Ersten Preis im Stipendien-Wettbewerb von Baden für die Kopie der »Kreuzigung« von Grünewald, die er ebenfalls in alter Technik in der Karlsruher Kunsthalle herstellt. Sie wird dann die neu errichtete Kriegsheimkehrer-Kapelle in Hilzingen-Dietlishof schmücken, die 1935 eingeweiht wird. Die Familie und die Bürgerschaft Hilzingens sind gleichermaßen stolz auf ihren jungen Künstler.

Dennoch pendeln Lochmanns Gefühle ständig zwischen Zuversicht und Versagensangst. Im Juni 1934 schreibt er an die Eltern: »[...] meine Zukunft ist mir [...] wie ein dichter Schleier und das deprimiert mich [...], daran ändern alle Erfolge nichts [...]. Die Lehrer sagen, wir müssten später einmal Geld verdienen mit unseren Bildern. Aber jetzt, wo ich schon einiges [...] verdient habe, [...] sehe ich, dass mich das allein nicht glücklich macht.¹¹

9 Sammlung Hans Lochmann, Briefe an die Eltern, 13.4.1931–24.6.1936 und 21.9.1936–10.8.1943

10 Saarzeitung, Apr. 1944, Fritz Wilkendorf

11 Sammlung Hans Lochmann, Briefe an die Eltern, 13.4.1931–24.6.1936 und 21.9.1936–10.8.1943

1934 Wechsel nach Berlin

Hans Lochmann lernt in dieser Zeit Otto Dix kennen. Dieser rät ihm, um aus dem Kreis Bühlers heraus zu kommen, nach Berlin zu gehen. Er stellt Kontakt zu seinem Freund Prof. Franz Lenk her, bei dem Hans Lochmann sich bewirbt und angenommen wird. Im Wintersemester 1934/35 wechselt er also nach Berlin. Schon bald sieht er seine ersten Hoffnungen nicht erfüllt und schüttet nach langer Zeit wieder seinem Prof. Scholz das Herz aus: »Seit ich das letzte Mal bei Ihnen war, habe ich wieder viele Depressionen und Zweifel gehabt, um allmählich immer mehr zu erkennen, dass Sie doch Recht haben. Wenn man den Weg verfolgen will, den Sie uns vorgezeichnet haben, muss man viel aufgeben, was einem wertvoll schien. Und dieses Aufgeben fällt doppelt schwer, wenn man für das andere, die Kunst auf dem niedrigeren Niveau, wie Sie es einmal ausdrückten, Preise von 1000 Mark bekommt, wie es mir gegangen ist.«¹²

Lochmann schildert weiter, dass sein neuer Professor Ferdinand Spiegel den Vorwurf erhoben habe, Scholz und überhaupt die Maler, die nach dem Krieg bekannt wurden, hätten die Jugend, die ihnen anvertraut wurde, verdorben. »Ich bin Ihnen ja so dankbar, dass Sie mich ›verdorben‹ haben [...] ich habe den Schauplatz meiner Tätigkeit von Karlsruhe nach Berlin verlegt, um nach einer Woche schon festzustellen, dass es hier in Berlin mit ›Deutscher Kunst‹ noch schlimmer ist als in Karlsruhe. Bühler ließ mir wenigstens völlig meine Ruhe. Aber hier wird man gezwungen, das anzunehmen, was die Professoren einem sagen [...] ich kam vom Regen in die Traufe. Hier [...] besteht die Haupttätigkeit darin, darüber zu diskutieren, wie die neue Kunst, die ›Ausdruck unserer Zeit‹ ist, aussehen soll.«¹³

Zum Thema Langemarck

Eine kleine Episode im jungen Künstlerleben Hans Lochmanns sollte 1935 für die Region Singen eine überraschende Bedeutung über die aktuelle Zeit hinaus gewinnen.

Im Frühjahr 1934 wurde die Oberrealschule Singen per ministerieller Verfügung in »Langemarck-Realgymnasium« umgewandelt. Langemarck, ein Ort in Flandern, erlangte im Ersten Weltkrieg traurigen Symbolcharakter sinnloser kriegerischer Opferung junger Männer. In den Schulen hatte man lange vor diesem Krieg deutschen Hurra-Patriotismus gepflegt und so meldete sich die Jugend in Scharen begeistert zum freiwilligen Kriegseinsatz. Zum Sturmangriff aus den Schützengräben gejagt, starben sie im Maschinengewehrfeuer der Gegner oder gar im Feuer der eigenen Artillerie. Auf dem Soldatenfriedhof in Langemarck stehen etwa 45 000 Kreuze. In deutsch-nationalen Kreisen wurden diese Ereignisse später zum Mythos für freiwilligen Kriegseinsatz und Kampfeswillen deutscher Jugendlicher stilisiert und ihr »Helden Tod« am Langemarck-Tag im November glorifiziert. Das Vermächtnis der Toten soll lauten: »Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen.«

12 Sammlung Hans Lochmann, ungebundene Sammlung von Beiträgen und Briefwechsel mit anderen

13 Ebenda



Langemarck, Tryptichon, 1935. Foto: Jochen Stumpf

Hans Lochmann legte 1931 an der Oberrealschule Singen das Abitur ab. Als er im Oktober 1934 nach Berlin wechselt arbeitet er dort an einem wohl noch von Büller vermittelten Auftrag, durch welchen dem neuen Namen der Schule in Form einer künstlerischen Bildgestaltung Ausdruck verliehen werden soll. Die Aufgabe lautet: »An die Stirnwand der Aula ist ein Gedächtnisbild für die Gefallenen von Langemarck zu malen, darstellend einen Sturmangriff der Freiwilligen, über dem im Himmel in Flammenschrift das Wort Langemarck zu stehen habe.¹⁴ Hans Lochmann erstellt eine Unmenge von Skizzen. An seine Eltern schreibt er: »[...] ich glaube, dass ich nicht schlecht gearbeitet habe. Freilich ist es ganz anders geworden als sich der Direktor gedacht hat, [...] aber das ist mir ganz gleichgültig. Ich weiß, dass ich in dieser schweren Aufgabe [...] nicht unterlegen bin.¹⁵

Unter all den Skizzen wählt die Schule die Form des dreiteilten Bildes. Hans Lochmann will es als Fresko ausführen und belegt (bei Prof. Wehlte) einen Kurs in Fresko-Malerei. Er zeigt sich rasch begeistert von der Technik, spricht aber respektvoll von der Umsetzung. Das Gelingen hängt nicht zuletzt von einer guten und engen Zusammenarbeit zwischen Künstler und Maurer ab. In den Semesterferien 1935 macht sich Hans in der Schulaula an die Arbeit und bringt sie zügig und mit sich zufrieden voran.

Anlässlich des Langemarck-Tages, am 11. November 1935, findet in der Schule eine Feier statt unter dem Titel »Langemarck – Vorbild und Verpflichtung«. Direktor Weingartner trägt seine Rezeption des Tryptichons in enthusiastischem NS-Jargon vor: »Die Schule ist nicht wenig stolz darauf, dieses Kunstwerk zu besitzen, das eine Sehenswürdigkeit der Stadt Singen von Wert darstellt. Sie macht die Aula zu einem heiligen Raum, in dem die Schuljugend Erleuchtung, Kraft, Glaube, Hoffnung und Verpflichtung für die Zukunft schöpft.[...] Hoffen wir, dass dieses Bild der erste Markstein eines Künstlerschaffens werde, das einem Sohn des schönen Hegau-Landes einen Namen sichert. [...] Vor unseren Augen liegt, in blutgetränkter Erde gebettet, der große Tote von Langemarck«, links: »[...] das Sinnbild der deutschen

14 Ebenda

15 Sammlung Hans Lochmann, Briefe an die Eltern, 13.4.1931–24.6.1936 und 21.9.1936–10.8.1943

Frau, die ihre Mutterpflicht erfüllt«, rechts: »[...] das Sinnbild einer Jugend, der neuen deutschen Jugend, geboren aus dem Blute der Kameradschaft, emporgebaut aus der Sittlichkeit des Opfers.«¹⁶

Hier hat ein 23-jähriger Kunststudent sich bemüht, dem geforderten Flammeninferno seinen eigenen Entwurf ruhigen Gedenkens entgegenzustellen. Schon wird auch diese Darstellung in die »Blut- und Boden-Ideologie« uminterpretiert. Dass die Art der Umsetzung jetzt gelehrter »Deutscher Kunst« entspricht, ist nicht zu übersehen. Ihr kann sich der Student nicht ganz entziehen, will er in seinem Studium vorwärts kommen. Aber: Dies ist nicht Hans Lochmanns Ideologie. Es wird sich an den Arbeiten der nächsten Jahre erweisen.

Allerdings ist bis heute die Diskussion nicht beendet, wie man mit einem künstlerischen Zeitzeugnis aus der Blüte der NS-Herrschaft umgehen soll. 1947 entbrannte eine im »Südkurier« und der »Schwäbischen Zeitung« dokumentierte Debatte darüber, ob etwas, das nationalsozialistischem Gedankengut diente, überhaupt als künstlerisch wertvoll und erhaltenswert angesehen werden solle oder ob das Fresko aus Respekt vor dem hier beheimateten Künstler die Bewahrung verdiene. Bislang hat man sich auf ein klares »Jein« festgelegt: Das Fresko ist 70 Jahre nach seiner Entstehung noch in der Schule – dem heutigen Hegau-Gymnasium – erhalten, aber den Blicken durch ein vorgehängtes anderes Bild entzogen. Ein Beleg für die Unsicherheit der Gesellschaft im Umgang mit der Vergangenheit.

Diese eher unbedeutende Studentenarbeit an der Schule gibt einen recht guten Einblick in die Umstände der Zeit. Hans Lochmanns unangepasster erster Akademie-Lehrer Georg Scholz war zu diesem Zeitpunkt bereits aus dem Amt gedrängt und lebte in Isolation, wirtschaftlicher Not und ständiger Angst vor der Gestapo.

Entwicklung in Berlin

Ich habe erwähnt, wie unsicher sich Hans Lochmann trotz seiner persönlichen Erfolgserlebnisse auf seinem Weg zum Künstler fühlte. »[...] meine Zukunft ist mir [...] wie ein dichter Schleier [...] und das deprimiert mich [...]« so habe ich ihn zuletzt zitiert. Wie er sich Rat suchend 1933 an Prof. Scholz gewandt hatte, so sucht er zwei Jahre später Heribert Mauermayer als weitere »Klagemauer«. Überliefert ist nur ein Antwortbrief dieses Vertrauten: » Ihr Brief [...] hat mir einen tiefen Eindruck gemacht; nicht weil mich Ihr Zustand besonders erschüttert hätte, sondern weil Sie mit seltener Ungeschminktheit und einfacher Wahrheit Ihren Zustand und damit auch zugleich die Krisis des Malers von heute darstellen. Über den künstlerischen Konflikt lässt sich manches, vielleicht sogar Wesentliches sagen [...], wenn man ihn säuberlichst von der Existenzfrage ablöst. Das besondere ist, dass Sie beide Fragen untrennbar miteinander verkoppeln. Das möchte ich Ihnen fast als eine kleine Feigheit zum Dasein auslegen. Es steckt so etwas von puritanisch kalvinistischer Lebensrechtfertigung darin, wenn Sie sagen: ›Sieh mal, was ich für Bilder male, sind sie es

16 Bodensee Rundschau, Beil. zur Deutschen Bodensee-Zeitung, 11.1935

nicht wert, dass ich dafür die ärztliche Laufbahn aufgebe [...] «¹⁷ Im weiteren legt Mauermayer dar, dass die Entscheidung, ob Arzt oder Maler, konfliktlos nur durch Neigung, d. h. unabhängig von Existenzfragen gefällt werden kann. Es stelle sich im Leben und speziell in der Kunst nicht die Frage nach der Vollkommenheit, sondern nach der Intensität.

In diesem Brief, wie auch in dem zuvor zitierten von Prof. Scholz, werden sehr gescheite Gedanken zur Philosophie des Lebens, speziell des Künstlerlebens ausgebreitet und Hans Lochmann könnte eigentlich viel davon profitieren, wenn er bereit wäre, selbstkritisch die Augen zu öffnen und sich nach seiner wirklichen Berufung zu fragen. Statt dessen sind seine Briefe weiterhin voll von Zeugnissen des seelischen Auf und Ab – eine ständige Karusselfahrt der Gefühle zwischen Selbstzweifel und Selbstbewusstsein. Dennoch wird für ihn das ganze Jahr 1935 und das erste Halbjahr 1936 ein sehr positives.

Franz Lenk als Mentor

Seit Frühjahr 1935 studiert Hans Lochmann in der Malklasse von Prof. Lenk und erlebt mit diesem Menschen ein wunderbares emotionales und künstlerisches Hoch. Anfang Mai verbringt Lenk mit seiner Klasse einen längeren Studienaufenthalt in Orlamünde, einem thüringischen Kleinstädtchen etwas östlich von Jena. Auch Otto Dix, der in der Nähe von Gera ein Haus besitzt, gesellt sich dazu. Die ganze Gruppe arbeitet begeistert draußen in einer wunderschönen Landschaft. »Alle haben den gleichen Eifer. Prof. Lenk vorneweg. Das ist mal ein Lehrer wie man ihn sich besser nicht wünschen kann. Jeden Tag habe ich das Gefühl: Jetzt bist du wieder ein Stück weiter gekommen. Ich habe auf einmal so viele Ideen im Kopf.«¹⁸

Wieder in Berlin bekommt er auch Chancen, sich etwas Geld zu verdienen. Der Direktor des naturwissenschaftlichen Kaiser-Wilhelm-Instituts, Berlin, will für seine Bibliothek Portraits anfertigen lassen von Sir Franzis Galton und Gregor Mendel – im 19. Jahrhundert beide Protagonisten der Vererbungslehre. Lochmanns Entwürfe fallen zur Zufriedenheit aus; er erhält den Auftrag und am Ende ohne weiteres die 300 Mark, die er verlangt: »[...] der hätt au 400 zahlt, wenn is verlangt hätt.«¹⁹ Bis ins Frühjahr 1936 läuft alles in äußerer Zufriedenheit. Er schließt jetzt seine fünf Akademiejahre ab und kehrt nach Hilzingen ins Elternhaus zurück.

Seelische Konflikte nach Abschluss des Kunststudiums

Auf sich allein gestellt und ohne Anregungen von außen, zweifelt er wieder an seiner Berufung zum Maler. Einem Auftrag, Bilder von der Gegend der »Dortmunder Hütte« zu malen, ist er aufgrund depressiver Gedanken nicht gewachsen – er bringt nichts zustande. Verzweiflung bricht auf. Hier seien nur stakkatoartig einige Ausrisse aus einem Brief an die Eltern angeführt: »seit Wochen zu jeder geistigen

17 Sammlung Hans Lochmann, ungebundene Sammlung von Beiträgen und Briefwechsel mit anderen

18 Sammlung Hans Lochmann, Briefe an die Eltern, 13.4.1931–24.6.1936 und 21.9.1936–10.8.1943

19 Ebenda

Leistung unfähig – habe gezeichnet – litt beinahe körperlich – nur totes Nachleibern der Naturformen – malen müssen führt zu fortduernden Depressionen – hoffte, wenn mein Zwiespalt überwunden, auf Steigerung der Kräfte – aber meine Begabung ist nicht so groß, wie ich gedacht habe – ich war nur durch die Anregung, die von Lenk ausging produktiv«²⁰

Innerhalb weniger Tage gehen inhaltlich nahezu gleichlautende Klagebriefe über seine niedergeschlagene Stimmung an Eltern, Schwester und Vertraute außerhalb der Familie und er sucht wieder Rat. Quälend war für ihn der Gedanke, nicht genügend inneren Reichtum zu haben, um ein ganzes Leben lang zu malen, malen zu müssen. Lenk versucht ihn aufzumuntern und weist auf eigene ebensolche Leidensphasen hin. Er warnt seinen Schüler, noch immer mit dem Beruf des Mediziners zu liebäugeln; dazu habe er zu tief und intensiv in die Malerei hineingeguckt. Er werde sehr bald wieder malen wollen.²¹

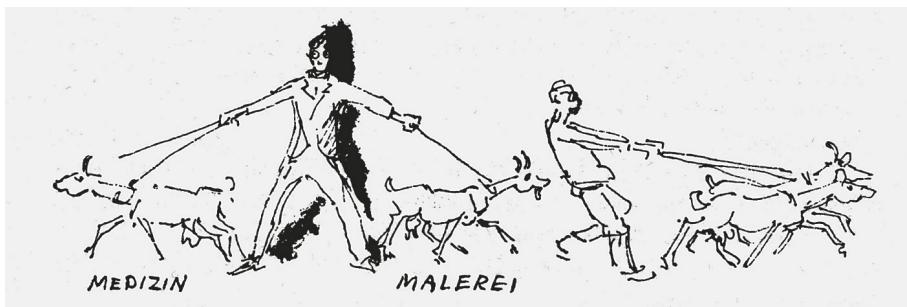
Dr. Hugle, auch ein Familienvertrauter antwortet Hans Lochmann auf dessen Brief mit klaren Worten:

»[...] habe Verständnis für Ihre Entwicklungsnöte [...] Zur Sache! Ich habe eigentlich erwartet, dass Sie einmal in eine ernstliche Krise Ihrem Beruf gegenüber geraten müssten. Diese ist nun da. Es ist die Frage nach der sittlichen Berufung und Berechtigung zum Künstler. Ich finde nichts natürlicheres, als dass Sie auf Augenblicke und vielleicht gar langwierige Zeiten des Zweifels an sich selbst stoßen und an sich selbst irre werden. Ich müsste fragen: ja, wie stellen Sie sich denn eigentlich den Weg eines schöpferischen Menschen vor? Sie haben [...] sich ans Zeichnen und Malen gemacht. Sie stießen in Ihrer Umgebung auf keine Hemmnisse [...]. Sie erinnern sich, dass ich oft eine kritischere Haltung einnahm und versuchte, Wasser in die Lobsymnmen Ihres väterlichen Freundes (Lenk) und Ihrer Mentoren zu gießen. Dabei erschien ich vielleicht [...] schulmeisterlich oder übelwollend; in Wirklichkeit sah ich voraus, dass ein werdender Mensch eher um Schwierigkeiten als um Förderung bitten muss. Hand aufs Herz [...] Haben Sie gegen [...] Hemmungen Ihrer Umwelt kämpfen müssen? Haben Sie wie ein Demosthenes [...] eine Stimme noch unklarer Berufung gegen sich selbst etwa durchgesetzt? Sie gingen den Weg des geringsten Widerstands [...]. Ein Willensleben aber entwickelt sich nur durch Widerstände [...]. Ihr Leben verließ allzu glattgehobelt. Es war nach allen Seiten alles zu recht gelegt. Wollen Sie Arzt werden, gut, sehr erwünscht! Die väterliche Praxis liegt ja vor der Nase! Wollen Sie Maler werden, auch gut. Sie sehen, ich schreibe scharf und ohne Rücksichten, wenn Sie das schon verlangen. Jetzt muss alles herausgesagt werden!

Kein Wunder, wenn Sie den inneren Kampf um ein Werk [...] der [...] durch Zweifel hindurchführt, noch so wenig kennen [...], dass Sie z. Z. vor der Frage nach der sittlichen Existenzberechtigung Ihrer Kunstausübung stehen. Als ob dieser Kampf etwas unberechtigtes sei! Die Natur will bei Ihnen versäumte Schwierigkeiten nachholen! So glatt kann es doch nicht weitergehen. Sie sollen Ihre von Ihnen beklagte Willensschwäche zu bekämpfen noch Gelegenheit haben! Da Ihnen das Schicksal das Los des hungernden Malers erspart hat, muss doch gerechterweise auch für Sie ein Prüfungsverfahren vorhanden sein, aus dem Sie entweder als bestanden oder als nicht bestimmt hervorgehen werden. Also, passen Sie bitte auf! Ich beglückwünsche Sie zu Ihren derzeitigen schweren Tagen! Mögen sie recht hart und entscheidungsreich sein! Ich spreche grausam von Ihnen und Ihrem Wirken [...] schließe möglicherweise über

20 Ebenda

21 Sammlung Hans Lochmann, ungebundene Sammlung von Beiträgen und Briefwechsel mit anderen



»Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust«, 1936. Foto: Jochen Stumpf

das Zutreffende hinaus! Aber in der Grundfrage täusche ich mich nicht! Und vor allem: Ich denke nicht selbstgerecht über Sie. Ich will Ihnen helfen. Ich rufe Ihnen zu: Bejahren Sie den Kampf, die Härte der Fragestellungen, den Schmerz der Zweifel; gehen Sie nicht den Weg der Unwahrheit und der bequemen Lösungen. Suchen Sie die Schwierigkeiten und wüten Sie lieber einmal wider sich! Lassen Sie sich aber gesagt sein: Ob Sie als Sieger Ihrer Kunst treu bleiben, weil Sie da hinein gehören, [...] oder ob Sie sich im Namen der inneren Wahrheit für den anderen Beruf entscheiden: Sie sind im letzteren Fall nicht weniger und nicht verächtlich.«²²

Wir wissen nicht, welchen Anteil diese Kapuzinerpredigt des Vertrauten Dr. Hugle an der Entscheidungsfindung Hans Lochmanns hat – den größeren hat sicher der Druck aus dem Elternhaus, wie der Vater später selbstbezichtigend einräumen wird.

1937 Der Kunst untreu – Medizinstudium als Pflicht

Es lagen mir keine Aufzeichnungen über die Zeit vor, die Hans nach Ende des Kunstudiums wieder ans Elternhaus fesselt. Sicher muss darüber nachgedacht werden, wie der Beruf als Künstler nun umgesetzt werden kann. Wie soll der junge Maler an Aufträge kommen? Einfach so vor sich hinmalen und warten bis jemand kommt und seine Arbeiten erwirbt? Wer kennt ihn schon? Woher die Perspektive für die Zukunft nehmen? Könnte da nicht ein Vater seinem Sohn den Rücken stärken, ihm zeigen, dass er den Fähigkeiten des Künstlers vertraut, und ihm mit seiner Lebenserfahrung und seinen vielfältigen gesellschaftlichen Kontakten unterstützend zur Seite stehen will?

In der Realität sind die Dinge anders gelaufen. Die Versagensängste und die depressive Stimmung, wie sie in der Einsamkeit auf der Dortmunder Hütte zum Ausbruch kamen, sind für den Vater hinreichendes Signal, dem Sohn »schonend beizubringen«, dass es doch das Beste sei, wenn er Medizin studiere. Und Hans scheint sich nicht einmal dagegen gewehrt zu haben. Er schreibt: »Inzwischen war ich so auf den Hund gekommen, dass ich alles über mich ergehen ließ.«²³ Er ringt sich

22 Ebenda

23 Ebenda

schließlich einen scheinbar eigenständigen Entschluss ab und schreibt seinem Lehrer und später väterlichen Freund Franz Lenk folgendes Geständnis:

»Sehr geehrter Herr Lenk! Ich möchte Ihnen mitteilen, dass ich fest entschlossen bin, der Kunst untreu zu werden. Ich werde ab Nov. Medizin studieren [...] warum, werden Sie fragen. [...] Ich kann mein Leben mit meiner Kunst nicht in Einklang bringen. Hierin ist wohl alles gesagt. Können, Begabung, finanzielle Möglichkeiten, alles ist da. Aber mein Verhältnis zur Natur, zum Leben überhaupt ist ein durchaus verkramptes. Ich sage mir: Du bist nun Maler geworden, folglich musst du malen [...] diese Zwangsvorstellung: du musst malen, weil du es sonst zu nichts bringst, stellt sich hemmend vor jedes Erlebnis. Dies legt den Grund zu einer qualvollen, inneren Unruhe, die natürlich der größte Feind jeder Kunstausübung ist. Aus diesem Grund will ich mich jetzt probeweise einer ganz anderen Entwicklung anvertrauen; vielleicht komme ich auf diesem Umweg wieder zur Kunst zurück. Vielleicht finde ich aber auch (und ich glaube fast, es wird so sein) in dem anderen Beruf eine Fülle des Lebenswertes, so dass ich die Malerei womöglich nicht einmal so sehr vermisste. Ich weiß vorerst keinen anderen Weg, in mein verwirrtes Innere wieder etwas Ordnung zu bringen. Da ich nicht wie Freund Hoffmann einen geistigen Halt in der Religion habe, muss ich ihn eben woanders suchen. [...]«²⁴

Zu diesem Thema gibt es auch einen Briefwechsel zwischen Prof. Lenk und Dr. Lochmann senior. In einem enthusiastischen Schreiben wird Hans Lochmann von Lenk als eine künstlerische Begabung größten Ausmaßes geschildert. Er sei nicht nur ein genialer sondern ein genialischer Mensch erster Ordnung. In den drei Semestern, die er bei ihm gearbeitet habe, seien ihm Leistungen gelungen, die weit, weit über seinem Alter, über seiner wirklichen Reife lagen: »Als Arzt wird Ihr Sohn wohl sehr oft das Gefühl haben, dass ihm diese Lebenstätigkeit zu wenig Raum gibt für seinen Schöpferdrang [...] Eine Künstlerseele ist ja so labil, und doch ist das die erste Voraussetzung für die Kunst.«²⁵

Die Hymne Franz Lenks auf Hans Lochmann macht nachdenklich. Projiziert ein Lehrer, der das Maß seines eigenen Talents wohl einzuschätzen weiß, hier vielleicht eigene Träume vom Genie in seinen jungen Schüler? Glaubt er ihn zu fördern, wenn er ihm die Bürde des Genies aufhalst? Tut er ihm damit etwas Gutes? (s. oben Dr. Hugle) Vater Dr. Lochmann antwortet wie folgt: »Ihr freundlicher und teilnehmender Brief hat mich tief bewegt. Ich erkenne daraus, wie ernsthaft Sie den Verlust eines Jüngers empfinden, dessen Laufbahn Sie mit großer Hoffnung verfolgten. Glauben Sie mir, dass das Gefühl, meinen Sohn aus der Kunst herausgerissen zu haben, für mich ein großer Schmerz ist [...], der an meiner Ruhe fortwährend [...] nagt. Wie ich Ihnen schon sagte, schien mir dieser Schritt aus ärztlichen Gründen unbedingt geboten, weil anders ich nicht zusehen wollte, wie er Lebenslust und Kraft zusehends verlor. Das war der tiefste Grund seiner Depression, dass er das Gefühl hatte, auf jeden Fall malen zu müssen, weil es sein Beruf sei, und dann stand er verzweiflungsvoll vor einer Leere, wenn ihm nichts einfiel.«²⁶

24 Ebenda

25 Ebenda

26 Ebenda

In Wahrheit steht sein Sohn vor einer ganz anderen Leere, als er in der Anmeldeschlange zur Einschreibung fürs erste Semester Medizin in Freiburg steht. »Ich habe wohl noch nie das erbarmungslose Weiterrollen des Schicksals gespürt, wie in diesem Augenblick, als ich Schritt für Schritt in der Reihe der wartenden Studenten vorwärts geschoben wurde«²⁷

Er hat nicht die Kraft, dem aufkommenden heißen Wunsch nachzugeben und einfach durchzubrennen. Schon ist er an der Reihe, unterschreibt wie im Traum – und rennt dann weg. Fährt mit seinem Motorrad nach Hause, viel zu schnell. Aber: »[...] es war ja nun wurscht, ob ich an einem Baum landete. Das Leben hatte ja nun seinen Sinn verloren. Irgend etwas war kaputt gegangen in mir [...]«²⁸ Seinen Eltern aber glaubt er, trotz dieser schlimmen Erkenntnis, eine Beruhigungspille schicken zu müssen, indem er bald mit Bestimmtheit schreibt: »Umsatteln war gut [...] Jeden Tag etwas, das mir Freude macht und mir Selbstvertrauen gibt.«²⁹ Und er hat Spaß am Malen in den Semester-Ferien. Ein gutes halbes Jahr ist nun scheinbar Ruhe an der Seelenfront.

Aber im Mai 1937 kippt die Lage wieder. Im Brief an Schwester Lilli schreibt er: »Du hast gesagt, ich soll Dir schreiben. Aber was? Dass ich unfähig bin zur einfachsten Lebensbetätigung? [...] Ich kann keine 3 Minuten stillsitzen, dann muss ich aufstehen und herumlaufen und dann sitze ich wieder hin und begreife wieder nichts [...]. Wenn ich das Vorphysikum noch machen wollte, müsste ich jetzt arbeiten wie wild. [...] Ich rede mir immer ein, ich kann nichts mehr, ich bin überhaupt nichts mehr wert. [...] Ich grüble und grüble [...] und das alles macht mich ganz verrückt [...] versumpfe immer tiefer [...]«³⁰

Wenn man weiß, dass sowohl der Vater wie auch Schwester Lilli praktizierende Ärzte sind, so ist es schon sehr verwunderlich, dass diese eindeutigen Kardinalsymptome einer schweren Depression die ärztlichen Warnglocken nicht laut haben aufschrillen lassen. Stattdessen schreibt Dr. Lochmann senior in überlegener Manier des alten Herrn und Familienoberhauptes zurück:

»Mein lieber Hans!

Ich habe das Gefühl, da ist noch nicht alles in Ordnung. Ist es nicht so? [...] Wenn im Hause etwas nicht in Ordnung ist, so pflege ich dafür zu sorgen, dass es in Ordnung kommt, denn ohne strikte Ordnung ist das Leben peinlich, qualvoll und mühsam. Mein lieber Hans, [...] Du hast zu viel Bürgerliches in Dir und zu wenig heroischen Sinn dem Leben gegenüber, um Dich über die zu erwartenden Schwierigkeiten des reinen Künstlerberufs lachend hinwegzusetzen, oder auch weinend, je nach dem. Du fürchtest immer, wenn ich als Künstler versage, was dann? Wenn man so denkt, entbehrt man der leichtsinnigen sorglosen Kraft, die der göttliche Künstler braucht, um sein Werk zu schaffen. Das haben wir gesehen, und deshalb habe ich Dir den Vorschlag gemacht, werde Mediziner (Arzt, Chirurg, auch Anatom, da gibt es viele Wege), dann bist Du dieser Bedrückung wegen einer ungewissen Zukunft ledig. [...] durch Grübeln wird

27 Ebenda

28 Ebenda

29 Sammlung Hans Lochmann, Briefe an die Eltern, 13.4.1931–24.6.1936 und 21.9.1936–10.8.1943

30 Sammlung Hans Lochmann, Briefe an Schwester Lilli 11.11.1929–10.10.1952

man nur krank und unfähig, etwas geistig zu leisten und wären es nur simple chemische Formeln. Der Weg ist zur Stunde genau vorgeschrieben. Zunächst wird vor den großen Ferien der Schein für das chemische Praktikum absolviert: das erfordert keine übertriebene Geisteskraft, nimm Dich zusammen und blamiere Dich nicht! [...] Es wäre ja wirklich gelacht, wenn das nicht ohne Überanstrengung und ohne jegliche Krise glatt vor sich ginge. [...] Und wenn irgend etwas nicht klappt, [...] wende Dich an die Stelle, die Dir allein dafür sorgen kann, dass die Störung behoben wird [...]

Herzlichst Dein Vater«³¹

So ganz ist Lochmann senior aber wohl nicht der Richtige, der dafür sorgt, dass die Störung behoben wird. Der Arzt-Vater ist bei seinem Sohn ein schlechter Diagnosiker. Die väterliche Strenge, die Mahnung und strikte Rezeptur von geplanter Ordnung ist nicht die probate Therapie.

Sommer 1937 – nach zwei Semestern in Freiburg

Der »liebe Hans« verspricht dem Vater brav und folgsam zu sein und sich sehr anzustrengen – und es zieht ihn mit mächtigem Sog immer tiefer in die Depression. Er versucht sie abzuwehren, meldet sich, um auf andere Gedanken zu kommen, zu einem vierwöchigen Erntedienst nach Oberschlesien. Von dort erhält der Vater die Mitteilung, dass sein Sohn in eine Nervenheilanstalt eingewiesen worden sei. Diagnose: Erschöpfungspsychose. Seine Schwester Lilli bittet er inständig, ihn da raus zu holen: »Komm so schnell wie möglich [...] hinter Gittern sitzen und draußen scheint die Sonne und drinnen lauter Irre, da muss man ja was wegkriegen.«³²

Wieder zu Hause in Hilzingen drückt Hans vor allem das »Schandegefühl«, vor allen Leuten versagt zu haben, und das Schlimmste ist, »[...] dass ich jedem Rat zugänglich bin, dass ich keinen eigenen Willen mehr habe und nur das tue, was andere sagen [...]. Das ist meine Krankheit: Mutlosigkeit. Aber ich hatte ja auch schon früher nicht den Mut, frisch und frei sagen, als ich auf die Akademie ging – ja ich bin Maler.«³³

Die Depression lässt nach, und als der Bescheid des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg eintrifft, dass er zusammen mit seinem Studienfreund Fritz Göhring einen Wettbewerb gewonnen habe und die Riedheimer Kirche renovieren dürfe – dann ist die Welt für Hans Lochmann wieder in Ordnung. In den Semesterferien machen sie sich an die Arbeit.

Kirchenausmalung Riedheim und Barockkreise

Nach Abschluss der Renovierung der Kirche St. Laurentius in Riedheim schreibt die Presse im Herbst 1937 von einer neuen Sehenswürdigkeit im Hegau: »Das Kirchenschiff ist im Barockstil gehalten und weist als Hauptstück ein neues Deckenbild ›Mariä Himmelfahrt‹ von eindringlicher Schönheit in Form, Farben und Gedanken auf.

31 Sammlung Hans Lochmann, ungebundene Sammlung von Beiträgen und Briefwechsel mit anderen

32 Sammlung Hans Lochmann, Briefe an Schwester Lili 11.11.1929–10.10.1952

33 Ebenda



Riedheim, Aquarell, 1944. Foto: Franz Hofmann



Deckengemälde Kirche Riedheim.
Fotos: Franz Hofmann

[...]. Man glaubt in der Tat ein altes edles Barockwerk vor sich zu sehen. Eindrucks-voll sind ihm zur Seite gestellt die Bilder des hl. Paulus und der hl. Magdalena, wäh-ren im hinteren Teil der Decke [...] eine Verkündigung Mariä und die heiligen Klara und Franziskus gemalt sind. [...] Die Empore zeigt [...] einen fröhlichen Chor musi-zierender Engel.«³⁴

Hier waren zwei junge Künstler am Werk, die sehr Beachtliches geleistet haben. Hier waren aber auch zwei schelmische Freunde am Werk, die sich einiges trauten. Im oben erwähnten Chor der musizierenden Engel sind auch leibliche Schwestern von Hans dargestellt, und im Sonnenblumenstück überm Eingang zum Altarraum ist zu lesen: »Aber das Licht der Wahrheit hat uns nicht geleuchtet.« Was mag die Beiden zu dieser Aussage bewogen haben? Damit nicht genug: Bei der letzten Re-novierung der Kirche in Riedheim – Ende der 1990er Jahre – kam in Deckennähe eine kleine Barockputte mit männlichem, bebrilltem Gesicht zum Vorschein. Es ist ein spitzbübisches Selbstporträt unseres Hans Lochmann. Wegen der großen Höhe ist diese Darstellung jedoch nicht ohne weiteres zu sehen.

Vielelleicht ist das Erfolgserlebnis dieser Kirchenmalerei der Anlass, der Hans in den Sommerferien des nächsten Jahres 1938 zu einer Barock-Studienreise aufbre-chen lässt. Auf dieser Reise, die ihn zu den schönsten Barockkirchen zwischen Bir-nau, der Wieskirche und Weltenburg an der Donau führt, entsteht eine Vielzahl von Skizzen, aus denen der Geist und Schwung des Barock und die Freude Lochmanns an der Malerei geradezu leuchten.

Königsberg – Berlin – Medizinabschluss

Nach seinem psychischen Zusammenbruch wechselt Hans Lochmann 1938 zur Fort-setzung des Medizinstudiums von Freiburg nach Königsberg. Er fühlt sich wohl in Ostpreußen und schreibt seiner Mutter nach Hause: »[...] ich bin gesund, jung und arbeitsfroh.«³⁵ Neben den obligaten anatomischen Studien entstehen in der Freizeit wunderschöne, zarte und farbkräftige Aquarelle der ostpreußischen Landschaft.

Zur Vorbereitung auf die ärztliche Prüfung geht er ab September 1940 nach Ber-lin. Hier machen sich die Veränderungen durch den Krieg deutlich bemerkbar: Das Studium wird gestrafft, es gibt Fliegeralarm, Erlebnisse im Luftschutzkeller. Dennoch bringt Hans Lochmann sein Studium gut zu Ende und wird 1941 als Arzt bestallt. Er wird nun Assistenzarzt am Konstanzer Krankenhaus, muss aber bald in eine Not-dienstverpflichtung nach Gengenbach im Schwarzwald wechseln. Es ist ein anstren-gender Dienst dort, aber »[...] in Anbetracht der vielen jungen Leute gleichen Alters, die jetzt in Russland erfrieren oder getötet werden, habe ich es ja [...] sehr gut erwischt.«³⁶

34 Deutsche Bodensee-Zeitung

35 Sammlung Hans Lochmann, Briefe an die Eltern, 13.4.1931–24.6.1936 und 21.9.1936–10.8.1943

36 Sammlung Hans Lochmann, ungebundene Sammlung von Beiträgen und Briefwechsel mit anderen

Tuberkulose – Davos 1942–1950

Wenige Monate später ereilt aber auch ihn ein Schicksalsschlag: Er erkrankt an Tuberkulose und sein Leben nimmt eine unerwartete Wende. Er wird zu Sanatoriumskuren nach Davos eingewiesen, wo er auch das Sanatorium »Valbella« erlebt – es ist jenes Haus, in dem Thomas Mann unter dem Namen »Berghof« seinen großen Roman »Der Zauberberg« angesiedelt hat. Im Dunstkreis dieses Zauberbergs also werden sich für Hans Lochmann ungeahnte acht Jahre dahinstrecken. Es wird eine endlos scheinende Zeit, in der er erst lernen muss zu begreifen, was diese Krankheit ausmacht. Eine spezifische Behandlung gibt es nicht. Das Antibiotikum Streptomycin wurde zwar 1943 erstmals isoliert, aber bis zur Anwendung als Medikament war noch ein weiter Weg. Es wechseln Phasen deutlicher Krankheitssymptome ab mit relativem Wohlbefinden; die Seelenlage pendelt zwischen tiefer Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit einerseits, bangem Hoffen und Zuversicht auf Heilung andererseits.

Erstes Therapieprinzip ist körperliche Schonung und die Höhenluft. Lochmann kann sich mit seiner Doktor-Arbeit beschäftigen und sie abschließen. Wichtigste Therapie ist ihm jedoch das Malen. Soviel es sein körperliches Befinden zulässt, möchte und muss er malen. So entstehen zahlreiche Aquarelle der Davoser Landschaft, die er in verschiedenen Schweizer Städten ausstellen und verkaufen kann. Mit dem Erlös möchte er die materielle Abhängigkeit von zu Hause lockern.

Das wichtigste Werk der Krankheitsjahre ist der in meisterlicher Technik gearbeitete Holzschnitt-Zyklus über die Mysterien des Glaubens und die Passionsgeschichte Christi. Ihr wollte er »ein neues Gewand« geben, wie er in einem Brief an Hermann Hesse 1949 schreibt, und sich auf die Suche machen nach einem »mir verloren gegangenen Christentum.«³⁷ Schon in früheren Jahren schrieb er einmal: »Ich habe den Glauben in die Religion verloren.«³⁸ Dies kann angesichts seiner häufigen Phasen des Zweifelns und der Verzweiflung durchaus verständlich erscheinen.

1950 Heimkehr nach Hilzingen

Auf niedrigerem Atemniveau scheint sich die Krankheit um 1950 zu stabilisieren und es wird die Beendigung des Sanatoriumaufenthalts vorgesehen. In einer Londoner Galerie stellt Hans Lochmann seine Holzschnitte aus, was er zum Anlass einer mehrwöchigen Reise durch Cornwall nutzt, wo er ca. 40 Aquarelle herstellt. Der Rückweg führt über Paris. Auch dort sind nun seine Holzschnitte ausgestellt.

Aus gesundheitlicher Hinsicht ist die Reise ein Risiko, aber es geht alles gut und Lochmann sieht sie als beste Bewährung auf dem Übergang zum »normalen« Leben. Und dieses Leben soll nur noch der Malerei gehören. Hier ist der Moment, an dem ein wichtiges Ereignis im späten Lebenslauf erwähnt werden muss. Es hat uns schon recht erstaunt, dass – außer Mutter und Schwestern – bislang kaum eine andere Frau im Leben Hans Lochmanns eine Rolle spielte.

37 Ebenda

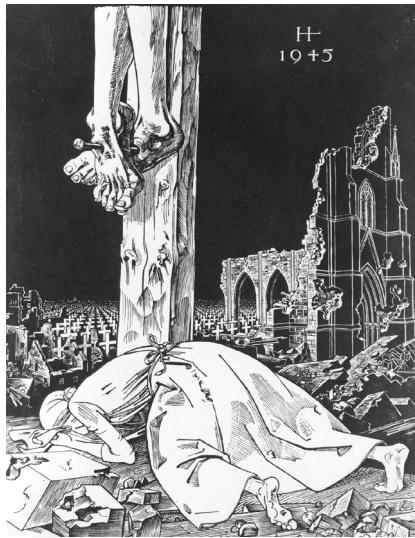
38 Ebenda



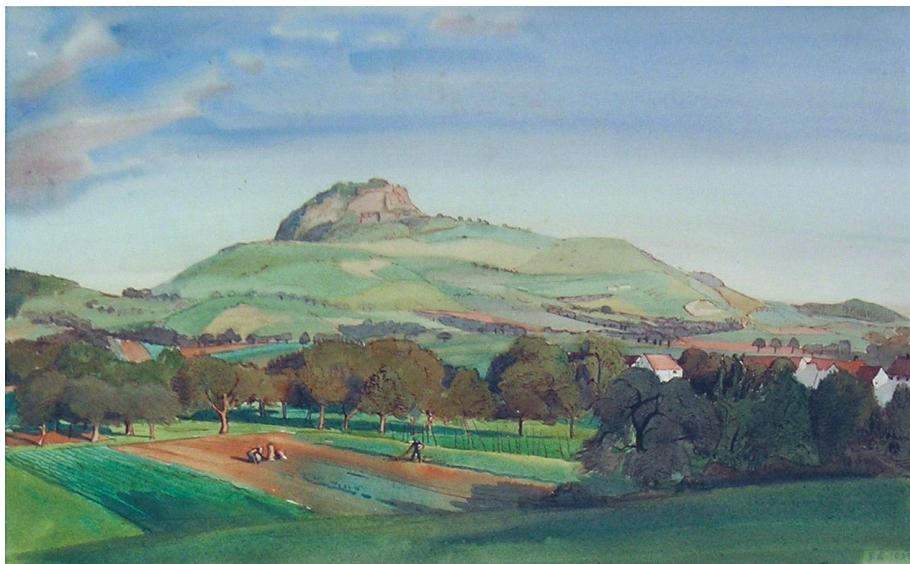
Davos im Winter, 1949. Foto: Josef Nägele



Geißelung. Foto: Jochen Stumpf



Am Kreuz (Freiburger Münster).
Foto: Jochen Stumpf



Ortsende Hilzingen mit Hohentwiel, 1936. Foto: Franz Hofmann

Eine Beziehung in Davos zerbricht, weil die Partnerin die ungewisse Lebens-Perspektive an der Seite eines Künstlers nicht auf sich nehmen will. Statt dessen begegnet Hans einer anderen Frau, die erstmals seine Bestimmung für die Malerei annimmt, die ihn auf seinem neuen Weg zu sich selbst bestärkt, ihm wieder Kraft und Selbstvertrauen gibt und ihm sicherer Rückhalt sein will. Es entwickelt sich eine tiefe Seelenbeziehung, die zur Verlobung und zu Heiratsplänen führt. Aber auch diesen Plänen werden wieder Grenzen gesetzt. Die Rückkehr aus Davos ins elterliche Anwesen ist nicht die in sein zukünftiges Elysium.

Schwester Lilli führt inzwischen mit viel Energie die väterliche Praxis, nachdem Dr. Lochmann senior 1942 verstorben war. Sie und die Mutter erwarten vom studierten approbierten Arzt Hans tätige Mitarbeit und Assistenz in der Praxis. Er aber, körperlich nur mäßig belastbar, wünscht sich nichts sehnlicher, als in Ruhe seine vielen Malprojekte anzugehen, die in den Davoser Jahren in Form- und Gestaltungsskizzen in den Tagebüchern längst vorbereitet waren. Aus schlechtem Gewissen beteiligt sich Hans Lochmann trotzdem an der Praxisarbeit; aber jede Stunde, die er mit etwas anderem »vergeudet«, als mit malen, tut ihm fürchterlich weh. »Für mich gibt es nur noch ein Glück, alles im Hinblick auf die Malerei zu tun.«³⁹

Hans Lochmann hat, von niemandem bezweifelt, eine hohe künstlerische Begabung und war sich dieser in den Davoser Jahren endlich selbst sicher geworden. Sie galt es nun, durch Produktivität auszuschöpfen und möglicherweise als Maler einen wirklich großen Namen zu bekommen. 1952 notiert er in seinem letzten Tagebuch selbst über sein Werk: »Noch 10 Jahre und ich kann es wertvoll machen.«⁴⁰

Seine Braut, ehemalige Mitpatientin, ist inzwischen ganz gesund. Hans Lochmann entwickelt Umbaupläne für Wohnung und Atelier im Hilzinger Anwesen. Die Realität aber nimmt keine Rücksicht auf seine Zukunftsträume. Die Tuberkulose durchbricht erneut die Dämme. Durch eine Operation in Zürich versucht man ihm Erleichterung zu verschaffen – die Operation ist kein Erfolg. Dr. Hans Lochmann stirbt am 12. Februar 1953.

Bedenkt man, wie wenig unbelastete Schaffenszeit Hans Lochmann vergönnt war, dann erstaunt es umso mehr, welch umfangreiches Werk ihm neben all den Anfechtungen seines Daseins dennoch gelungen ist. Es umfasst 100 Ölgemälde, 350 Aquarelle, 10 große Holzschnitte, zahlreiche kleine Holzschnitte und ungezählte Zeichnungen, Studien und Skizzen.⁴¹ Nach Aussage der Familie sind es erheblich mehr, da viele der vor allem in Davos und auf der Englandreise entstandenen und direkt veräußerten Bilder nicht erfassbar sind.

Schlussgedanken

Hans Lochmann schien günstigste Voraussetzungen für eine sorglose Persönlichkeitsentwicklung aus bestgeordneten Verhältnissen zu haben. Welche Steine aber la-

39 Sammlung Hans Lochmann, Tagebücher

40 Ebenda

41 Heisig, Walter: Hans Lochmann. Hg. v. Kulturamt der Stadt Singen und der Familie Lochmann, 1962

gen ihm im Weg? Sicher hatte Vater Lochmann einen gewissen Ehrgeiz, in seinen Kindern eine erfolgreiche Nachkommenschaft verwirklicht zu sehen. Seine Hilzinger Praxis lief gut und die Kinder Felix, Lotte und Lilli entwickelten sich bis dahin trefflich.

Doch der Tod von zwei Kindern traf die Familie schmerzlich. Die Zwillingsschwester von Hans überlebte bei der Geburt im Jahre 1912 nicht. 1925 starb der älteste Sohn Felix im Alter von 20 Jahren während einer Bergtour mit Vater und Schwester in den Schweizer Alpen den Erschöpfungstod. Der Erstgeborene, sieben Jahre älter als Hans, hatte alle Anlagen, den Wünschen des Vaters zu entsprechen. Er war rundherum der aufstrebende hoffnungsvolle Nachfolger. Nun war Hans der einzige verbliebene Sohn in einem patriarchalischen Haushalt. Auf ihm allein lag jetzt der hohe Druck, den Vorstellungen des Vaters von einem Stammhalter mit bürgerlicher Entwicklung und gesellschaftlicher Reputation (als Arzt) gerecht zu werden.

Unter diesem Aspekt stand der Einstieg ins Künstlertum für ihn unter einem denkbar ungünstigen Stern. Womöglich war Hans auch durch zu frühes Lob seines Zeichenlehrers zu einem etwas überhöhten Selbstbewusstsein gelangt, das seinen ersten Riss bekam, als er die Aufnahmeprüfung zur Akademie nicht schaffte. Der Vater mag sich bestätigt gefunden haben und sein Rat, zur Medizin zu wechseln, setzte sich das erste Mal durch. Obwohl Hans Lochmann nach einem Semester doch wieder zur Kunst umschwenkte, war der Kern der Tragik in seiner Persönlichkeitsentwicklung zutage getreten – der Zweifel. Würde sein Talent ausreichend sein? Würde er die Kraft haben, sich mit seinem eigenen Weg durchzusetzen? Würde er mit der Kunst den Grundstein für ein finanziell gesichertes, bürgerliches Dasein legen können? Würde er vor allem den Erwartungen des Vaters genügen?

Einerseits fühlte Hans eine starke Bindung und Verantwortung gegenüber der Familie, andererseits war er dadurch sehr belastet und in seinem Ziel, Künstler zu werden, verunsichert. Der Mut und die Durchsetzungskraft, etwas grundlegend Eigenes zu verwirklichen, sich ohne Rückhalt und Beratung durch den Vater zu entscheiden, war nicht stark genug.

Endgültig ganz in die Medizin gedrängt und ohne Herzblut für diesen Beruf, traf ihn ohne Schuld die finale Tragik der Tuberkulose-Erkrankung. In der körperlichen und seelischen Ausgesetztheit und der Zurückgeworfenheit auf sein einsames Ich fand er jedoch endlich die innere Freiheit für seine Kunst. Ein Tagebucheintrag vom März 1952 gibt beredtes Zeugnis von der späten besseren Einsicht, wie man sich als Künstler von äußeren – auch familiären – Fesseln befreien sollte. Was würde er heute einem jungen Künstler als Ratschlag auf den Weg geben? »[...] ich würde ihn fortschicken, koste es was es wolle, nach Italien, Spanien, nach Afrika, nach Paris. Er dürfte mir überhaupt nicht mehr nach Hause kommen. Er müsste ein Tagebuch führen [...] aber wehe, wenn er sich in eitler Selbstbetrachtung erginge.«⁴²



Kalter Tag, 1943. Foto: Franz Hofmann



Die müden Narren, 1951. Foto: Franz Hofmann